

MARTINA ADEN

KLUNTJEMORD

Kriminalroman

emons:

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: complize/photocase.de
Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept
von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer
Umsetzung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Marit Obsen
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2018
ISBN 978-3-7408-0302-5
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch die Literaturagentur
Kai Gathemann, München.

Für Mama

Du fehlst.

Es gibt nichts Trostloseres als eine Beerdigung im November. Nach dem ganzen Gerede von Tod und Vergänglichkeit hatte ich das Gefühl, als lauerte der Sensenmann nur auf die passende Gelegenheit, mir den Lebensfaden abzuschneiden.

Wir verließen das überheizte »Teehuus«, in dem nach der Beerdigung die Teetafel stattgefunden hatte, und traten ins Freie. Ein Windstoß peitschte mir die Haare ins Gesicht und wirbelte Dianas Locken durcheinander.

Ich steckte die Hände in die Jackentaschen und sog die Luft in tiefen Zügen ein, bis ich mich wieder einigermaßen lebendig fühlte. »Ich hasse Beerdigungen. Und ich hasse Teetafeln. Warum muss man nach einer Beerdigung zusammensitzen, lachen und Kuchen essen?«

»Dafür hast du aber ganz schön reingehauen.« Diana gab mir einen Schubs mit dem Ellenbogen. »Wie viel Kuchen hastest du? Vier, fünf Stücke?«

Gute Frage, mitgezählt hatte ich nicht. »Aber ich habe nicht geredet und nicht gelacht!«

»Konntest du mit vollem Mund ja auch nicht. Außerdem hätten wir die Teetafel ebenso gut sausen lassen können.«

»Keine Chance.« Ich trat nach einem Kieselstein, der sich von einem der umliegenden Grundstücke auf den Gehweg verirrt hatte, verfehlte ihn aber. »Der Habicht macht gerade die Abrechnung, und wenn er und ich länger als eine Stunde im selben Raum sind, gibt es Tote.«

»Also war deine Kuchenorgie ein Akt der Nächstenliebe?«

»Sozusagen.« Und ein Akt der Gefräßigkeit. Die Sache mit der Nächstenliebe klang aber eindeutig besser.

Wir erreichten die Fußgängerzone und stiefelten die Burgstraße entlang in Richtung Marktplatz. Die wenigen Passanten, die unseren Weg kreuzten, verschwanden so schnell wie möglich im nächsten Geschäft, um dem Wind, der von der

Küste ins Binnenland sauste, zu entkommen. Das einzige Pärchen, das sich von der Wetterlage nicht beirren ließ, saß auf einer Bank vor dem Historischen Museum, allerdings handelte es sich dabei um eine Skulptur.

Aurich liegt etwa dreißig Kilometer von der Nordseeküste entfernt und gilt als heimliche Hauptstadt Ostfrieslands. Kein Wunder, schließlich war Aurich zu früheren Zeiten Häuptlingssitz und Residenzstadt der Grafen und Fürsten von Ostfriesland. Auf unseren Ortsschildern wird neben dem hochdeutschen Stadtnamen auch das plattdeutsche »Auerk« aufgeführt.

»Kommst du noch mit ins ›Marlowe‹?«, fragte ich Diana.

»Du willst es wohl nicht allein mit dem Habicht aufnehmen?«

»Ertappt. Der war heute Vormittag schon so unausstehlich, dass ich am liebsten nie wieder hingehen würde. Gleich darf ich mir bestimmt was anhören, weil er mich während der Beredigung vertreten hat. Ein bisschen Unterstützung könnte ich da schon gebrauchen.« Ich versuchte, möglichst hilfsbedürftig aus der Wäsche zu schauen.

Diana lachte. »Vergiss es, Elli. Ich muss in den Salon zurück.«

Wir verabschiedeten uns am Kugelbrunnen auf dem Marktplatz. Diana machte sich davon, um sich die Füße im Haarstudio McCut platt zu stehen, und ich schlug den Weg zur Norderstraße ein, vorbei am Sous-Turm und der gläsernen Markthalle. Nach drei Minuten erreichte ich meine Arbeitsstätte und stieß die schwere Kneipentür auf.

Vor ein paar Monaten hatte ich meinen Bürojob über Bord geworfen und als Kellnerin im Marlowe angeheuert. Ich verdiente zwar weniger als vorher, befand mich dafür aber ständig unter Leuten und musste nicht mehr den ganzen Tag auf einen flimmernden Bildschirm starren. Klar, manchmal haderte ich mit dieser Entscheidung, bereute sie aber nur, wenn ich direkt in das blöde Gesicht meines Chefs blicken musste.

So wie jetzt.

»Das hat aber ganz schön lange gedauert, Fräulein Vogel«, krächte mir Peter Habicht entgegen, noch bevor die Tür hinter mir ins Schloss gefallen war.

»Danke, ich freue mich auch, Sie zu sehen.« Ich zog die Jacke aus, die warme Heizungsluft kribbelte auf meinen Wangen.

Auf einem Barhocker an der Theke saß Alexa. Sie trug eine neongrüne Sweatjacke und winkte, so als könnte ich sie darin übersehen. »Elli, mein Schätzchen!«

»Hallo, Alexa«, sagte ich, verkniff mir aber das Gewinke und verzog mich hinter den Tresen.

Alexa wurde von acht finsternen Typen umzingelt. Ich zählte fünf Glatzen, zwölf sichtbare Tätowierungen sowie einen deutlichen Testosteronüberschuss und schloss daraus, dass sie heute mit der Gruppe ehemaliger Strafgefangener aus dem Kontaktzentrum unterwegs war.

Alexa ist meine Cousine mütterlicherseits, nur wenige Jahre älter als ich und als Künstlerin mächtig erfolgreich. So erfolgreich, dass sie von der Kunst leben und sich zum Zeitvertreib ehrenamtlich im Kontaktzentrum engagieren kann. Sie wohnt in Greetsiel, einem beschaulichen Fischer- und Künstlerdorf an der Küste, treibt sich durch ihre Arbeit im Kontaktzentrum aber beinahe täglich in Aurich herum.

Der Habicht verspernte mir den Weg zur Personalgarde-robe und stemmte die Fäuste in die Seiten. »Sie wollten schon vor einer Stunde hier sein.« Er richtete die Spitze seines Kugelschreibers auf mich, zwischen seinen Augenbrauen bildete sich eine Zornesfalte, so tief, als hätte sie jemand mit einem Beil hineingeschlagen.

Ich zuckte die Schultern. »Ich wollte auch reich und berühmt werden. Manchmal läuft es nicht so, wie man es sich vorstellt.«

Die Kugelschreibermine schoss vor und zurück, Habichts Truthahngesicht unter dem lichten Haarkranz nahm einen ungesunden Rotton an, seine schmalen Schultern versteiften sich. »Haben Sie eine Erklärung für Ihre Verspätung?«

»Ist das Ihr Ernst? Sie haben mir doch selbst für Lisas Be-

erdigung freigegeben. Schlimm genug, dass Sie als ihr Chef nicht hingehen wollten.« Der Habicht war der beste Beweis dafür, dass hässliche Menschen nicht zwangsläufig mit innerer Schönheit gesegnet waren.

»Ich habe Ihnen nur für die Beerdigung freigegeben, danach sollten Sie gleich zurückkommen.«

»Das habe ich doch auch gemacht.« Fast jedenfalls.

Habichts Teint wurde noch eine Spur dunkler, sein Adamsapfel hüpfte auf und ab. Er sah zu den Gästen an der Theke hinüber, presste die Lippen zusammen und schüttelte den Kopf. »Sie können jetzt übernehmen.« Er stieß den Atem durch seine Raubvogelnase aus und verschwand in der Küche, die Tür ließ er angelehnt.

»Alles klar, Boss.« Ich betonte das letzte Wort, weil ich wusste, dass er es nicht leiden konnte, schnappte mir einen Lappen und malträtierte damit die Oberfläche des Tresens.

In der Küche klirrten Münzen, untermalt von halblautem Gebrumme. Ich hörte Wortfetzen, die wie »immer zu spät« und »Kuchenfressen« klangen, verdrehte die Augen, wischte die letzten Zuckerkrümel von meinem Shirt und atmete erleichtert aus, als der Habicht das Marlowe mit prall gefüllten Taschen verließ.

»Der hatte ja mal wieder prächtige Laune«, sagte Alexa.

»Wie immer. In seiner Gesellschaft lernt man die Einsamkeit schätzen.« Ich warf den Lappen in die Spüle und gesellte mich zu ihr. »Was macht das Kontaktzentrum?«

»Läuft super.« Alexa warf ihr schwarzes Spaghettihaar über die Schultern. »Die Jungs entdecken langsam ihre Leidenschaft für die Kunst.«

So wie ich das sah, entdeckten die Jungs ihre Leidenschaft für Alexa: Sie schmissen sich in Pose, spannten die Muskeln und bäugten einander wie futterneidische Löwen. Ein Glatzkopf mit Muskelshirt, ich schätzte ihn auf Ende dreißig, lehnte sich neben Alexa an den Tresen und ließ seinen Bizeps spielen. Es sah aus, als wackelte das darauftätowierte Krokodil mit dem Schwanz.

»Ist Karl nicht hier?«, fragte ich. »Er war nicht auf Lisas Beerdigung, und ich dachte, er sei bei dir.«

»Nein, er hat sich noch nicht blicken lassen.«

Ich sah über Alexas Schulter zur Fensterfront. Kein Karl in Sicht, nur ein paar versprengte Fußgänger, die sich ihren Stadtbummel nicht vom Novemberwetter vermiesen ließen. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite lockte Kikis Klammottenkiste mit Jeans im Sonderangebot. Schade nur, dass mir der Hosenkauf – genauer gesagt die Anprobe – ungefähr so viel Spaß machte wie eine Darmspiegelung. Und beides hatte ungefähr den gleichen Effekt auf mein Selbstwertgefühl.

Mein Blick blieb an dem ovalen Wandspiegel neben der Eingangstür hängen, der mir auf schonungslose Weise vor Augen führte, dass sich meine Haare zu einem dunkelblonden Vogelnest verknotet hatten. Ich versuchte, sie notdürftig mit den Händen zu glätten. Vergebens.

In diesem Moment betrat Karl die Kneipe, kam zu uns und ließ sich neben Alexa auf einen Hocker sinken. Er trug eine dunkelgraue Anzughose, einen schwarzen Rollkragenspullover und einen langen grau melierten Wollmantel. Sein Lieblingsoutfit. Man sah ihm wirklich nicht an, dass er ein Penner war.

»Ich habe dich auf Lisas Beerdigung vermisst«, sagte ich nach einer kurzen Begrüßung.

»Ich weiß.« Karl senkte den Blick. »Ich konnte nicht. Ich musste die ganze Zeit an Lisas kleine Janneke denken, die jetzt ohne Mutter aufwächst.«

»Bei der Teetafel hieß es, dass die Kleine bei Lisas Schwester aufwachsen wird«, sagte ich. »Wenigstens kann die arme Maus in der Familie bleiben.«

»Trotzdem, es ist einfach nicht richtig, wenn ein so junger Mensch stirbt. Sie wollte doch wohl nur auf dem schnellsten Weg nach Hause, und dann passiert so was. Das Schicksal kann manchmal wirklich grausam sein.«

Tot im Hafenbecken zu treiben würde ich nicht unbedingt als Schicksal bezeichnen, aber Karl hatte die Angewohnheit,

alles darauf zu schieben. Egal, ob Umweltkatastrophen, Krankheiten oder graue Haare – an allem war das Schicksal schuld. Und nun eben auch an Lisas Tod.

Ich räusperte mich, verkniff mir aber einen Kommentar.

»Warum so schweigsam?«, mischte sich Alexa ein. »Müsstest du uns jetzt nicht deine neueste Mordtheorie präsentieren?«

»Von Mord habe ich nie gesprochen«, verteidigte ich mich. »Aber Lisa konnte nicht schwimmen und hatte Angst vor ungesicherten Gewässern, sie wäre nachts nicht allein am Hafenbecken entlanggelaufen. Jemand muss bei ihr gewesen sein, jedenfalls bis zu dem Augenblick, als sie ins Wasser fiel.«

»Meinst du, sie ist mit jemandem aneinandergeraten?« Karl überlegte einen Moment und schüttelte dann den Kopf. »Du kanntest doch Lisa, mit der konnte man gar keinen Streit haben.«

Alexa setzte zu einem längeren Vortrag über meine ausschweifende Phantasie an, aber ein neuer Gast betrat das Marlowe und zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Er war dunkelhaarig, etwa einen halben Kopf größer und vielleicht zwei, drei Jährchen älter als ich. Er sah sich kurz um, blickte unschlüssig zu den Eckbänken an der Wand und setzte sich schließlich an einen runden Tisch am Fenster, nachdem er den »Ostfriesland-Reporter«, unser regionales Revolverblatt, aus der Zeitungshalterung gezogen hatte.

»Bin gleich zurück«, sagte ich, bewaffnete mich mit Tablett und Notizblock und stiefelte zum Tisch des hübschen Fremden. Der hob den Blick und lächelte, wobei sich Fältchen in seinen Augenwinkeln bildeten.

Seine Augen hatten die Farbe der Nordsee an einem stürmischen Tag. Unwillkürlich umklammerte ich das Tablett wie einen Schutzschild.

»Ich hätte gern einen großen schwarzen Kaffee«, sagte der Fremde.

»Mit Milch?«, fragte ich.

»Schwarz.«

»Ach ja. Zucker?«

»Schwarz. Mit nichts.«

»N-natürlich. Kommt sofort.« Ich hastete in die Küche.

Zum ersten Mal war ich für Habichts Geiz dankbar. Er hatte kein Geld für eines dieser modernen Kaffeemaschinenwunder ausgeben wollen und stattdessen eine einfache Filterkaffeemaschine in die Küche gestellt. In der Kanne befand sich ein winziger Rest, den ich ins Spülbecken kippte. Während ich Kaffeepulver in den Filter gab, atmete ich tief ein und aus. Beim ersten Gurgeln der Maschine wagte ich mich in den Schankraum zurück.

»Was war das denn gerade?«, fragte Alexa. »Sah ja aus, als wärst du auf der Flucht.«

»Ich hatte nur was im Auge«, sagte ich.

Alexa drehte sich halb auf dem Hocker herum und betrachtete den Fremden. »Ich sehe schon, was du im Auge hattest.« Sie zwinkerte mir zu. »Hübscher Kerl. Ist der neu hier?«

»Keine Ahnung, gesehen habe ich ihn jedenfalls noch nie.«

Das Marlowe lebte von seinen Stammgästen, die größtenteils aus Besuchern des nahe gelegenen Kontaktzentrums bestanden, hinzu kamen noch ein paar Teilzeitakademiker und Vollzeitalkoholiker. Fremde verirrteten sich eher in den Sommermonaten hierher, wenn die Urlauber in Aurich einfielen, um die Nähe zur Nordsee und das großzügige Radwegenetz auf dem platten Land zu genießen.

»Mit den Planungen für deine Lesung sind wir übrigens so gut wie durch«, sagte Alexa.

Mein Puls beschleunigte sich. »Ich hasse Lesungen.«

»Hass ist ein ziemlich großes Wort, wenn man bedenkt, dass du noch nie eine gehalten hast.«

Okay, das stimmte. Aber wie sollte man etwas mögen, das einem solche Angst einjagte? Der bloße Gedanke daran verschaffte mir ein Gefühl, als stünde meine Hinrichtung bevor.

Die Kaffeemaschine zischte. Ich ging in die Küche, zapfte einen Becher für den Fremden ab und brachte ihn an seinen Tisch.

Er klappte den »Ostfriesland-Reporter« halb zu, damit ich den Kaffee abstellen konnte, und tippte auf einen Artikel im Veranstaltungsteil. »Das sind ja Sie.«

Ich verstand nicht sofort, was er meinte. Erst als mein Blick an dem Foto hängen blieb, begriff ich. Die abgebildete Person war ich, auch wenn sie nicht viel Ähnlichkeit mit mir hatte. Meine Haare wirkten dunkler, und meine Augen hatten dieses helle Whiskeybraun, das ich mir schon mein Leben lang wünschte. Keine Ahnung, wann dieses Foto entstanden war – aber ich konnte mir denken, wer es an den »Ostfriesland-Reporter« gegeben hatte.

Ich überflog die Bildunterschrift, die der Fremde in diesem Moment vorlas.

»Eleonore Vogel liest morgen um zwanzig Uhr im Kontaktzentrum aus ihrem Roman ›Fremd und Gänger‹.« Er sah zu mir auf. »Klingt vielversprechend. Wo finde ich denn dieses Kontaktzentrum?«

Ich wies mit dem Arm in die Richtung. »Folgen Sie einfach der Straße und biegen Sie vor dem Marktplatz links ab. Wenn Sie dann an der Wallstraße noch mal links abbiegen, kommen Sie automatisch daran vorbei.«

»Und Sie heißen Eleonore? Ein schöner Name. Wurden Sie nach Ihrer Großmutter benannt?«

Ich verzog das Gesicht und war kurz versucht, ihm den heißen Kaffee in den Schritt zu gießen, besann mich aber. Immerhin war ich auf diesen Job angewiesen.

»Meine Mutter ist Historikerin bei der Ostfriesischen Landschaft. Sie hat während ihres Studiums einige Zeit in Wien gelebt und ihre Doktorarbeit über Eleonore von Schwarzenberg geschrieben. Sie fand die Fürstin so interessant, dass sie mich ihr zu Ehren so genannt hat.«

»Muss ich die kennen?«

»Meine Mutter?«

»Eleonore von Schwarzenberg.« Der Fremde lächelte ein verschmitztes, schiefes Lächeln. Ein Lächeln, das einem die Klamotten auszog, wenn man nicht aufpasste.

Wie auf Kommando schoss mir die Hitze ins Gesicht. Ich stammelte eine Entschuldigung und verdrückte mich mit der Zeitung, mit deren Lektüre der Fremde gerade fortfahren wollte, an den Tresen. Dort hielt ich Alexa den Artikel unter die Nase. »Hast du das Foto an den ›Ostfriesland-Reporter‹ gegeben?«

Alexa bedachte das Bild mit einem beiläufigen Blick. »Klar.«

»Warum hast du mich nicht vorgewarnt?«

»Weil ich genau weiß, wie du dich immer anstellst. Von wegen nicht fotogen und so.«

»Hier bin ich aber ziemlich gut getroffen.«

»Photoshop macht's möglich. Ich habe das Bild aus ein paar anderen Aufnahmen von dir zusammengeschnitten.«

Ich seufzte. Immerhin hatte sie bei der Gelegenheit meine Denkerstirn glatt gebügelt.

Ich organisierte drei Becher Kaffee aus der Küche, zog einen der Drehhocker an den Tresen und setzte mich Alexa und Karl gegenüber.

»Du musst morgen auf jeden Fall eher Feierabend machen, Elli.« Alexa versenkte zwei Stücke Zucker in ihrem Kaffee. »Vertritt der Habicht dich, oder kommt Judith früher?«

»Judith kann nicht, Diana vertritt mich. Sie kommt direkt aus dem Salon hierher.«

Diana sprang gelegentlich als Aushilfe ein, um ihr Gehalt als Friseurin etwas aufzubessern. Sie hatte kurz mit dem Gedanken gespielt, Lisas Job zu übernehmen, war aber zu dem Schluss gelangt, dass sie Habichts Anblick nicht jeden Tag ertragen konnte. Was ich durchaus nachvollziehbar fand. Ihr Angebot, die zweite Hälfte meiner Schicht zu übernehmen, hatte ich jedenfalls gerne angenommen, auch wenn das bedeutete, dass sie nicht zu meiner Lesung kommen konnte. Ich hätte mir lieber die Zunge abgebissen, als den Habicht noch einmal um Vertretung zu bitten.

»Hat Habicht immer noch keinen Ersatz für Lisa eingestellt?«, fragte Alexa.

»Doch, hat er, aber die Neue fängt erst morgen an. Ich glaube, sie heißt Katja. Judith wird sie in den ersten Tagen unter ihre Fittiche nehmen.« Eindeutig die bessere Wahl, denn von mir könnte Katja nicht viel lernen.

Karl sah von seinem Becher auf. »Dein Chef betreibt die Kneipe jetzt schon seit Anfang Mai, und ich habe ihn immer noch nicht kennengelernt.«

»Du hast nichts verpasst. Er ist krankhaft geizig und führt sich auf wie ein kleiner Diktator.« Ich zuckte die Schultern. »Er ist ein Idiot.«

»Ein reicher Idiot«, sagte Karl. »Wie man hört, kauft er hier Immobilien am laufenden Band.«

»Bei unseren Immobilienpreisen kein Wunder«, entgegnete ich. »Mit Ostfriesland hat der doch nichts am Hut.«

Es war ein altbekanntes Problem, dass viele Auswärtige sich von den vermeintlichen Schnäppchen locken ließen und mit völlig falschen Vorstellungen nach Ostfriesland zogen. Im Nachhinein hagelte es dann Beschwerden wegen der schlechten Infrastruktur, denn Aurich besitzt seit Jahrzehnten keinen eigenen Bahnhof mehr, und regelmäßige Busverbindungen gibt es fast nur während der Schulzeiten.

»Der Habicht soll kürzlich die alte Brauerei stadtauswärts gekauft haben«, sagte Alexa. »Vielleicht bringt er die auch wieder auf Vordermann, genau wie das Marlowe.« Mit ihrer Hand strich sie andächtig über das Mahagoniholz des Tresens. »Ich mag gar nicht daran denken, wie es hier früher ausgesehen hat.« Sie schüttelte sich. »Ich glaube, auf dem Teppich, der hier lag, war die DNA von halb Aurich verteilt.«

Der Fremde verließ seinen Fensterplatz, bezahlte und gab ein ordentliches Trinkgeld. Ich sah ihm durchs Fenster nach, als er in Richtung Marktplatz verschwand. Zu blöd, dass ich Diana nach der Pleite mit Jörg versprochen hatte, mich von dunkelhaarigen Männern fernzuhalten.

Alexa warf einen Blick auf die Uhr über der Eingangstür und sprang auf. »Ach herrje, ich muss wieder ins Kontaktzentrum.« Sie zog sich ihren Mantel über. »Wegen morgen

haben wir ja alles geklärt. Bevor ich es vergesse, Elli, die Jungs kommen auch zu deiner Lesung.« Sie machte eine Geste, die ihre Begleiter einschloss, und strahlte, als hätte sie mir soeben den Deutschen Buchpreis verliehen.

Mir entgleisten sämtliche Gesichtszüge, aber ich widersprach nicht. Der Typ mit dem Krokodiltattoo, den Alexa mir als Henry vorgestellt hatte, sah aus, als verspeiste er am liebsten junge Schriftstellerinnen zum Frühstück.

Alexa ging vorneweg durch die Tür, ihre Schäfchen trotteten hinterher. Wohl weniger aus Höflichkeit, als um ihr besser auf den Hintern glotzen zu können.

»Ich mach mich auch auf den Weg. Muss noch zum Friedhof, mich von Lisa verabschieden.« Karl zog eine Handvoll Kleingeld aus seiner Hosentasche.

Ich winkte ab. »Geht aufs Haus.«

»Ach Elli, wenn dein Chef wüsste, dass du immer so gut zu mir bist, würde er dir bestimmt –«

»Den Kopf abreißen«, sagte ich.

Karl sah mich irritiert an.

Ich lächelte. »War nur Spaß.«

War es nicht.

Der Habicht behauptete immer, jeder Euro, der ihm durch die Lappen ging, brächte ihn eine Stunde früher ins Grab, und mein größter Ehrgeiz bestand darin, dieses frohe Ereignis um einige Wochen zu beschleunigen. Vielleicht sogar um Monate, wenn ich es richtig anstellte.

Meine Hoffnung, für heute von meinem Chef erlöst zu sein, wurde derbe enttäuscht. Als Karl das Marlowe verließ, stießen die beiden in der Tür zusammen. Karl stolperte und musste sich an der Wand abstützen, um nicht hinzufallen. Statt sich zu entschuldigen, bedachte der Habicht ihn mit einem stechenden Blick. Definitiv nicht der passende Augenblick, um die beiden einander vorzustellen. Der lag eher in Richtung Sankt-Nimmerleins-Tag. Ich mochte Karl viel zu gern, um ihm eine solche Bekanntschaft zuzumuten.

Die gute Laune, die in Karls und Alexas Gesellschaft bei

mir aufgekommen war, wurde vom Habicht absorbiert wie von einem Schwarzen Loch. Zum Glück wollte er nur Einkäufe ins Lager bringen und hatte nicht vor, noch länger für schlechte Stimmung zu sorgen. Nach ein paar Minuten verschwand er wieder, das Handy ans Ohr gepresst, wie es sich für einen Geschäftsmann gehörte.

Kurz vor Schichtwechsel betrat eine Gruppe gegelter Anzugträger das Marlowe, ließ sich am großen Ecktisch nieder und gab sich hochgestochenen Unterhaltungen hin, in denen Begriffe wie »Kündigungsregelungsfristen« und andere Zungenbrecher fielen. Sicherlich arbeiteten sie für eine der umliegenden Banken.

Ich arbeitete die Bestellungen ab, setzte mich auf einen Hocker und zog mein Notizbuch aus der Handtasche. Es begleitete mich auf Schritt und Tritt, um jede noch so kleine Eingebung für mein nächstes Buch festzuhalten, denn das Schlimmste für einen Schriftsteller ist, den Kopf voller Ideen zu haben und sie nirgends festhalten zu können. Hilflös sieht man zu, wie sie einem wie Sand durch die Finger rinnen und am Ende nur winzige Körnchen einiger einst großartiger Gedankengänge hängen bleiben.

Zum Glück war ich heute nur mit dem zweitschlimmsten Problem geschlagen: Mir fiel absolut nichts ein. Erstaunlich, wie die Ideen fließen, wenn man sich im größten Gefühlschaos befindet, und mit welcher Geschwindigkeit sich der Strom legt, wenn man wieder auf dem Damm ist. Vielleicht ist wirklich etwas Wahres dran an der Sache mit der gequälten Künstlerseele.

Nach einer Viertelstunde war ich immer noch meilenweit von einer Eingebung entfernt, konnte aber das Haus vom Nikolaus in einem Zug zeichnen, ohne den Stift abzusetzen.

Mein Handy klingelte. Ich tastete meine Taschen ab, erinnerte mich, es in die Jacke gesteckt zu haben, und nahm den Anruf entgegen.

»Elli, bist du das?«

»Karl?« Ich drückte den Hörer dicht ans Ohr und hielt

mir das andere mit dem Zeigefinger zu. »Ich kann dich kaum verstehen.«

»Können wir uns gleich treffen?« Karl klang abgehetzt, sein Atem rauschte stoßweise in meinem Ohr. »Ich brauche deine Hilfe.«

»Klar, Judith löst mich gleich ab. Kommst du ins Marlowe?«

»Nein, wir treffen uns bei deinem Auto.«

»Okay«, sagte ich verwirrt. »Ich parke am Ende der Nürnburger Straße. Was ist denn passiert?«

»Gleich, nicht am Telefon.«

Er sprach abgehackt, und sein Tonfall gefiel mir überhaupt nicht. »Karl, du machst mir Angst. Was ist los?«

Karl zögerte. »Verdammt, Elli, ich glaube, du hattest recht.«

»Womit?«

Am anderen Ende der Leitung wurde es still. Ich dachte schon, die Verbindung sei abgerissen, aber dann, nach einer gefühlten Ewigkeit, sprach Karl weiter.

»Plötzlich ergibt alles einen Sinn.« Er atmete schwer und senkte die Stimme, als fürchtete er, belauscht zu werden. »Es geht um Lisas Tod. Von wegen Schicksal!«

Ich spurtete die Norderstraße entlang und bog am Marktplatz in die Lilienstraße ein. Kurz hinter der Abzweigung zur Nürnburger Straße parkte mein roter Golf am Straßenrand. Karl war noch nicht da. Ich lehnte mich an meine altersschwache Karre, was diese mit einem traurigen Quietschen quittierte.

Ich sah die Straße rauf und runter. Keine Spur von Karl. Auch sonst war kein Mensch unterwegs, an dunklen Herbstabenden verirrte sich kaum jemand in diese Straße. Mit ein Grund, warum ich lieber den weiteren Weg am Marktplatz entlang nahm, statt durch die Norderstraße in Richtung ZOB zu laufen und dort in die Nürnburger Straße zu biegen.

Es war kalt. Um zwanzig nach acht konnte ich meine Zehen nicht mehr spüren und setzte mich ins Auto. Ich wählte Karls Nummer, aber er nahm nicht ab. Ich schickte ihm eine SMS.

Als Karl um Viertel vor neun immer noch nicht aufgetaucht war, ließ ich den Motor an und fuhr nach Hause.

Ich wohne in einem Vier-Parteien-Haus in Aurichs Multikultiviertel. Die Gegend ist gerade noch so anständig, dass ich es wage, im Erdgeschoss zu wohnen, und zwielichtig genug, dass ich mir die Miete leisten kann. Meine Wohnung besteht aus zwei Zimmern, einer kleinen Küche und einem eher praktischen als schönen Bad. Das breite Wohnzimmerfenster bietet einen bezaubernden Ausblick auf die angrenzenden Blockbauten mit ihren Betonbalkonen. Unter diesem Fenster steht ein Schreibtisch, der eher dazu dient, mich an das Schreiben zu erinnern, als tatsächlich daran zu arbeiten. Von der Küche aus gelangt man in den Garten, der aus einer kleinen Überdachung besteht sowie einer von dichten immergrünen Büschen gesäumten Rasenfläche, die sich um das Haus herum bis vor mein Schlafzimmerfenster windet, dabei aber nicht viel breiter als ein Handtuch ist.

Durch den schmalen Eingangsflur ging ich ins Wohnzimmer, pfefferte meine Schuhe in die Ecke und ließ mich aufs Sofa fallen, wo ich meine Zehen rieb, bis sie wieder durchblutet wurden. Ich zog mein Handy aus der Tasche und schaute aufs Display, in dem sich aber nur mein ratloses Gesicht spiegelte. Keine Nachricht von Karl. Ich probierte es noch einmal bei ihm, aber mein Anruf lief wieder ins Leere.

Es klingelte an der Tür, ich sprang auf. Bestimmt Karl, der mich durch einen blöden Zufall an unserem Treffpunkt verpasst hatte.

»Hallo, Eleonore!« Meine Mutter drängte sich an mir vorbei in die Wohnung, meinen Vater im Schlepptau. Er trug ein halbes Dutzend Einkaufstüten, mit denen er sich durch den Flur zwängte. Als er endlich im Wohnzimmer angekommen war, leuchteten rote Flecken auf seinen Wangen.

Meine Mutter sah ihn streng an. »Warum schleppst du die Tüten rein, Rüdiger? Du solltest sie im Auto lassen.«

Er warf mir einen verzweifelten Blick zu. »Ich habe die Dinger gerade drei Stunden durch die Stadt getragen. Ich glaube, ich bin daran festgewachsen.«

Seit meine Mutter zehn Kilo verloren und sich einen braunen Fransenschnitt zugelegt hatte, hegte sie eine Leidenschaft für Shoppingtouren. Ich kam da mehr nach meinem Vater. Ein Blick auf die Schriftzüge der Klamottenläden und Schuhgeschäfte auf den Einkaufstüten reichte aus, um zu erkennen, dass sein Tag der absolute Horror gewesen sein musste.

Meine Eltern lebten seit über dreißig Jahren zusammen, hatten drei gemeinsame Kinder – meinen Bruder Michael, meine Schwester Victoria und mich –, aber verheiratet waren sie nicht. Meine Mutter hatte sich stets irgendwie geziert. Warum auch immer. Ich finde, wenn man Kinder hat, ist man sowieso so aneinandergekettet, dass man den letzten Schritt auch noch wagen kann.

»Wir bringen dir nur schnell ein Geschenk vorbei, Eleonore.« Meine Mutter zog ein längliches Päckchen aus der Stofftasche in ihrer Armbeuge.

Ich öffnete es, und zum Vorschein kam ein quietschgrünes Gemüsemesser. Schöne Idee, aber leider war das einzige Gemüse, das sich derzeit in meiner Wohnung befand, der Gurkenextrakt in meiner Gesichtscreme.

»Damit wird das Kochen zum Kinderspiel.« Meine Mutter lachte. »Zumindest die Vorbereitung.«

Wohl eher nicht. Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer und ein Gemüsemesser keinen Sternekokch. Das sollte meine Mutter wissen, schließlich handelte es sich bei ihr – vorsichtig ausgedrückt – um die schlechteste Köchin in der Geschichte Aurichs, noch vor mir. Jahrelang hatte sie das durchaus anerkannt und sich auf die vielfältigen Möglichkeiten der Fertigmüchle verlassen, aber seit die Ärzte bei meinem Vater einen katastrophalen Cholesterinwert festgestellt hatten, tischte meine Mutter nur noch selbst gekochte Speisen auf. Zum Leidwesen aller Beteiligten.

Ich bedankte mich für das Messer und bot meinen Eltern Kaffee an.

»Nein danke, wir wollen die Einkäufe nach Hause bringen. Du solltest jetzt auch keinen Kaffee mehr trinken, dann kannst du nachher nicht schlafen und musst die ganze Nacht Pipi machen.«

»Mama, ich bin kein Kind mehr!«

»Weiß ich doch.« Sie gab mir einen Stups auf die Nase, bedeutete meinem Vater, ihr zu folgen, und kurze Zeit später waren die beiden verschwunden.

Kopfschüttelnd griff ich zu meinem Handy und wählte Dianas Nummer. »Meinst du, ich sollte die Polizei rufen?«, fragte ich, nachdem ich meinen Bericht über Karls seltsames Verhalten beendet hatte.

»Bei seiner Vorgeschichte? Auf keinen Fall. Keiner, der schon mal unschuldig im Gefängnis saß, ist scharf darauf, dass die Polizei nach ihm sucht. Er hat ja auch gar nicht von einem Verbrechen gesprochen. Du kennst doch Karl, der redet ständig vom Schicksal.«

Im Hintergrund klirrte es leise.

»Was machst du?«, fragte ich.

»Ich hole mir ein Bier, ich kann sonst nicht denken.«

»Gute Idee.« Ich tat es ihr gleich, schlenderte in die Küche und fischte eine Flasche Jever aus dem Kühlschrank, weil mir der Sinn nach etwas Herbem stand. Ich klemmte mir das Telefon zwischen Ohr und Schulter, um sie zu öffnen. »Prost.«

»Und was willst du jetzt machen?« Diana unterdrückte einen Rülpsen.

»Noch mehr Bier trinken.« Bis zur Erleuchtung war es vielleicht nur eine Frage der richtigen Menge.

»Ich meine wegen Karl.«

»Gute Frage.« Karl und ich trafen uns grundsätzlich im Marlowe. Wo er sich sonst herumtrieb, wusste ich nicht. Eine Anlaufstelle gab es aber immerhin. »Sollte ich bis morgen nichts von ihm gehört haben, schaue ich vor der Arbeit mal beim Georgswall vorbei, da haben Karl und ich uns kennengelernt. Wenn er da nicht ist, kann mir vielleicht einer der anderen Penner vom Tagesaufenthalt für Obdachlose weiterhelfen.«

»Bin dabei«, sagte Diana.

»Wir treffen uns um zehn am Rathaus.«

Dunst hing über Aurich, als ich am nächsten Vormittag das Haus verließ, die Stadt sah aus, als sei sie mit einem Zeichner bearbeitet worden. Mir graute bei dem Gedanken, was die Luftfeuchtigkeit mit meinen Haaren anstellen würde.

Im Einfahrtsbereich des Georgswalls empfingen mich die vier Wasserbecken, die das Areal des ehemaligen Hafens markieren. Inzwischen liegt der Hafen ein Stück weiter westlich. Über den Ems-Jade-Kanal verbindet er Aurich mit Emden und Wilhelmshaven. Neben den Wasserbecken erhob sich das Gebäude der Ostfriesischen Landschaft trotzig gegen den grauen Himmel.

Nun handelt es sich beim Georgswall nicht mehr um einen Wall und bei der Ostfriesischen Landschaft um keine Landschaft im eigentlichen Sinne, sondern um einen Regionalver-

band für Kultur, Wissenschaft und Bildung. Meine Mutter arbeitet dort beim Archäologischen Dienst.

Seit seiner Umgestaltung hatte der Georgswall ordentlich an Attraktivität gewonnen. Früher nur ein Ort, um das Auto möglichst nahe der Fußgängerzone parken zu können, hatte er sich nunmehr zu einer kleinen Oase mit Grünflächen und Spielmöglichkeiten gemausert, wobei die Grünflächen den Verlauf der ehemaligen Wallanlage darstellen.

Ich parkte vor einer Laterne, schälte mich aus dem Wagen, löste ein Parkticket und schloss die Tür ab. Über eine Zentralverriegelung oder gar eine Fernbedienung für selbige verfügte mein Golf nicht – ich war froh, dass er überhaupt noch mal TÜV bekommen hatte.

Das Wasserspiel am Rathaus, das den Sommer hindurch munter vor sich hin geplätschert hatte, war wegen des nahenden Frosts bereits abgestellt worden. Diana kam mir von dort aus entgegen.

»Du siehst beschissen aus«, begrüßte sie mich.

Diana ist ungefähr meine Gewichtsklasse, dabei aber viereinhalb Zentimeter größer und macht in engen Jeans die bessere Figur. Sie wohnt ebenfalls in Aurich, stammt aber eigentlich aus Moordorf, dem Land der fliegenden Messer. Wie Moordorf zu diesem Namen gekommen ist, weiß ich nicht, und ich werde mich hüten, genauer nachzuforschen – von ungefähr kommt so ein Ruf ja nicht.

Diana rückte ihre grüne Strickmütze zurecht, unter der ihre karamellfarbenen Locken hervorlugten. »Was hast du denn gestern noch angestellt?«

»Bier getrunken.«

Die Sache mit dem Denkbier hatte sich ganz logisch angehört, allerdings musste ich gestern sehr viel denken und dementsprechend auch viel Bier trinken. Mein dröhnender Schädel sagte mir, dass das keine gute Idee gewesen war. Im Nachhinein ist man eben immer schlauer.

Wir gingen bis zum Ende der Straße, wo der Georgswall auf die Bundesstraße trifft und sich das Gebäude der Ob-

dachlosenhilfe befindet. Ich schätzte unsere Chancen, Karl hier anzutreffen, besonders hoch ein, schließlich war dies ein beliebter Treffpunkt der städtischen Penner.

Auf einer Sitzbank in Höhe der Obdachlosenhilfe saßen zwei Männer, eine dunkelbraune Decke über ihre Beine gebreitet. Der linke war ein kräftiger Kerl mit Vollbart, gehüllt in eine alte Bundeswehrjacke, auf dem Kopf eine orangefarbene Strickmütze mit Bommel. Sein Sitznachbar trug einen schmutzigen Parka, der einige Nummern zu groß für seinen schwächtigen Körper war, und dazu eine schief sitzende Kapitänsmütze, unter der die Haare wie weiße Federn abstanden. Zu seinen Füßen ruhte eine Aktentasche aus Leder, die genauso gegerbt aussah wie sein Gesicht. Beide Männer schenkten uns ein zahnloses Lächeln, als wir auf sie zutraten.

Ich wusste nicht, wie ich das Gespräch beginnen sollte, also grüßte ich mit dem universellen »Moin« und plapperte einfach drauflos. »Entschuldigung. Sind Sie öfter hier?«

Der Bommelmann nickte. »Was können wir für euch tun, Kinners?«

»Wissen Sie, wo wir Karl finden können?«

Die Männer sahen erst einander an, dann mich. »Welchen Karl sucht ihr denn?«

»Seinen Nachnamen weiß ich nicht.«

Die Männer lachten. Der mit der Kapitänsmütze klopfte sich amüsiert auf den Oberschenkel. »Einen Nachnamen haben wir hier alle nicht«, sagte er, als er sich wieder beruhigt hatte. »Wie sieht euer Karl denn aus?«

»Er ist ungefähr so groß.« Ich hielt die Hand etwa zehn Zentimeter über meinen Kopf. »Und er hat längere graue Haare, die er immer zurückgekämmt trägt. Meistens hat er schwarze Sachen an.«

»Ach, du meinst den Professor«, sagte der Kapitän.

»Jau, hört sich so an«, pflichtete der Bommelmann ihm bei.

»Den Professor?«, wiederholte ich fragend. »Warum nennen Sie ihn so?«

»Weil er 'ne schlaue Type is, deshalb.« Der Bommelmann

nickte, um seine Worte zu bekräftigen. »Voll gebildet und so. Aber wo der is, das weiß ich auch nich. Ich bin übrigens der Willi.« Er streckte mir seine Hand entgegen, und ich ergriff sie. Sie war eiskalt und rau wie eine Küchenreibe. »Und das mit dem Sie lass mal sein, wir sind hier nich so förmlich.«

»Ich bin Heini.« Der magere kleine Kerl reichte uns seine zerbrechliche Hand. »Wollt ihr ein Bier? Oder lieber was Stärkeres?« Er klappte den Umschlag seiner Ledertasche zurück und präsentierte eine Sammlung verschiedener Bier- und Schnapsflaschen.

Ich musste den aufsteigenden Brechreiz unterdrücken. »Nein danke.«

»Für mich auch nicht«, sagte Diana. »Kein Bier vor vier.«

»Ich habe auch Alster«, erwiderte Heini.

»Das ist natürlich was anderes.« Diana beugte sich über die Tasche und angelte eine Flasche heraus, die beiden Männer bedienten sich ebenfalls. Diana öffnete alle drei Flaschen mit einem Feuerzeug und ertete Willis und Heinis bewundernde Blicke. Die drei prosteten sich zu.

»Wann habt ihr Karl zuletzt gesehen?«, fragte ich.

»Muss Sonntag gewesen sein.« Willi sah Heini an. »Da hat der Professor uns doch abends was vom Friesenimbiss mitgebracht.«

»Nein, auf keinen Fall«, sagte Heini. »Das war Montag.«

»Döskopp! Montag waren wir doch bei Wodka-Werner.«

Sie tauschten einen Blick und nickten einvernehmlich.

»Dienstag«, sagten sie wie aus einem Mund.

Vorgestern. Das war zu lange her. Keine Chance, dass die beiden uns sagen konnten, was es mit Karls Anruf auf sich hatte.

»Habt ihr eine Ahnung, wo wir nach ihm suchen können?«, fragte Diana.

»Wenn nich hier, is er meistens am Marktplatz«, sagte Willi.

»Ihr könnt aber auch heute Abend in der Residenz nachsehen«, fügte Heini hinzu.

»Residenz?« Ich warf Diana einen fragenden Blick zu, aber sie wirkte ebenso unwissend wie ich.

»Das ist das Luxushotel da drüben.« Heini deutete auf ein abbruchreifes Backsteingebäude auf der anderen Straßenseite.
»Da ist er nachts eigentlich immer.«

»Nur letzte Nacht nich«, warf Willi ein. »Obwohl er den O'Malley sonst nie allein lässt.«

»Wer ist O'Malley?«, fragte Diana.

»Karls Kater«, erklärte ich.

Heini nickte. »Der beste Rattenfänger, den ich kenne.«

Mich schüttelte es. Eigentlich liebe ich Tiere, doch Ratten bilden die große Ausnahme. Ich bekomme schon eine Gänsehaut, wenn ich nur an die Viecher denke.

»Meinst du, Karl könnte jetzt dort sein?«, fragte ich an Heini gewandt.

»Nein, vor Einbruch der Dunkelheit schlägt der da nicht auf. Wartet mal lieber bis heute Abend.«

»Seid ihr dann auch in der Residenz?«, fragte Diana.

»Nee«, sagte Willi. »Wir wollen heute mal unser Glück im Obdachlosenheim an der Zingelstraße probieren. Wenn das nichts wird, pennen wir bei Wodka-Werner.«

Diana leerte ihre Flasche und ließ sie in Heinis Ledertasche zurückgleiten. »Danke, Jungs.« Sie klatschte geschäftig in die Hände. »Dann auf zum Marktplatz!«

»Okay.« Mein Magen knurrte. »Da gibt es immerhin Pomes. Ich brauche unbedingt Salz gegen meinen Kater.«

Der absolute Blickfang auf dem Auricher Marktplatz ist der Sous-Turm neben der Markthalle, ein fünfundzwanzig Meter hoher Schrotthaufen aus Plexiglas und Stahlrohr, der von uns Einheimischen gern »Tauchsieder« genannt wird. Ich habe aber auch schon den einen oder anderen Auricher hinter vorgehaltener Hand »Weltraumpimmel« sagen hören. Alexa behauptet zwar steif und fest, dass es sich dabei um moderne Kunst handelt, aber die liegt wohl wirklich im Auge des Betrachters.

Der unwiderstehliche Duft von heißem Frittierfett teilte mir mit, dass der Friesenimbiss gerade seine Tore geöffnet hatte.